

Vernissage Esther Spinner „Alles war“

Liebe Anwesende

Wir feiern das Erscheinen von Esther Spinners neuem Roman „Alles war“. „Alles war“ ist ein Buch, in dem sich eine Tochter, Sophie, auf der Suche nach ihrem Vater an die Mutter annähert und eigentlich diese findet.

Mutter und Tochter: Wir wissen, diese Beziehung ist nicht immer einfach, sondern oft sehr spannungsgeladen, geradezu ein Fall für die Ratgeberecke in der Buchhandlung. Und genauso ergiebig kann sie literarisch sein, denken wir nur an Elfriede Jelinek. Stichworte dazu gäbe es viele: Es muss sich ja nicht gerade um Symbiose und Manipulation, Sehnsucht nach Nähe und Erstickungsangst handeln, auch bei weniger dramatischen Verhältnissen wären etwa Identitätssuche und Autonomiestreben zu nennen, und irgendwann kommt die Begegnung mit dem Tod, dem Sterben als endgültiger Abnabelung.

Im Roman „Alles war“ tauchen genau diese Themen auf, und vor allem die Schilderung der Krankheit und des Erlöschens der alten Mutter geht unter die Haut. Spürbar weiss die Autorin, wovon sie schreibt, einerseits aus beruflicher Erfahrung – sie hat ja schliesslich lange in Spitälern gepflegt –, andererseits aus ihrem Privatleben. Es ist auch nicht das erste Mal, dass sie sich literarisch mit dem Tod auseinandersetzt: Vielleicht erinnern sich noch einige an ihr letztes Buch „Lamento“, in dem die Trauer über den Verlust einer nahen Freundin Grundton und Titel prägte; einer Freundin, die sie bereits früher zum Roman „Nella“ inspiriert hatte.

Dieser autobiografische Hintergrund ist bei verschiedenen Büchern Esther Spinners vorhanden, ohne dass sie deswegen auf die Freiheiten der Fiktion verzichten würde. Sie schreibt also nicht, wörtlich genommen, „wahre Geschichten“, obwohl die Ich-Form, in der sie geschrieben sind, dies suggerieren könnte. Hier allerdings, bei „Alles war“ entfernt sie sich zeitweise auch formal vom autobiografischen Touch, indem sie von Sophie in der distanzierteren dritten Person erzählt, sobald es um deren Kindheitserinnerungen geht: Anfangs ist vom „Kind“ die Rede, später vom „Mädchen“. Einen Namen, den selbst gewählt: Sofia, erhält sie erst als erwachsene Ich-Erzählerin, die aus dem heimatlichen Zürich emigriert ist und als Übersetzerin in Rom lebt.

Ich hab's angetönt: Der Roman spielt auf zwei Ebenen: die eine ist die der Gegenwart der Protagonistinnen, die ungefähr dem Heute entspricht, wo Sophie ihre kranke Mutter ins Pflegeheim bringen und die elterliche Wohnung auflösen muss; die andere ist die der Erinnerungen an ihre Kindheit in den Fünfziger-, Sechzigerjahren. Sophie ist mit Mutter, Grosseltern und Haushalthilfe in einer herrschaftlichen Wohnung im Zürcher Seefeld aufgewachsen – dazu kommt ein Trio von Onkeln, den besten Freunden ihres Vaters. Nur einer fehlt: der Vater selbst. Die drei Onkel können für Sophie den Vater, den sie sehr vermisst, nicht ersetzen, auf ihre Fragen nach dessen unerklärlichem Verschwinden erhält sie aber von der Mutter nur ausweichende Antworten, das Familiengeheimnis wird nicht gelüftet. Sophie ahnt Flunkereien und verliert sich in Fantasien. Schmerzliche Erkenntnis von damals: Der Mutter ist nicht zu trauen.

Ich habe am Anfang über das manchmal problematische Verhältnis zwischen Müttern und Töchtern gesprochen: Esther Spinner gibt diesem hier eine besondere Note, indem

die wichtigste Frage im Roman „Alles war“ die nach Lüge und Wahrheit ist. Angesichts der bevorstehenden Räumung der Wohnung melden sich nämlich bei Sophie plötzlich die Erinnerungen, tauchen verschwommen Bilder der Vergangenheit auf. Sie versucht ihnen Konturen zu geben, indem sie von verschiedenen Seiten die Geschichte aufrollt, auch mit Beteiligten spricht, um dem ungelösten Rätsel ihrer Kindheit auf die Spur zu kommen. Aber wie es Erinnerungen so in sich haben, sie mögen farbig, plastisch, überzeugend sein, doch fassen sie wirklich die Realität? Die Frage nach der Wahrheit bleibt, wie auch der vielsagende Titel des Romans ahnen lässt, der genau diese Thematik mit dem akustischen Doppelsinn „Alles war“ anspricht. Wird wie damals die Wahrheit ihr entgleiten und sie in der Bodenlosigkeit ihrer Vermutungen zurücklassen? Muss sie sich damit begnügen, dass Bilder Gestalt annehmen, ohne sie auf ihren Gehalt, ihre Qualität oder ihre Wirklichkeit zu hinterfragen, sondern ihr blosses Dasein zu konstatieren? Heisst das gar, dass sie ihrer eigenen Kindheit mit Offenheit und Unvoreingenommenheit, losgelöst von Interpretationen und anderen Verfestigungen begegnen soll, schwerelos und der reinen Gegenwart verpflichtet – etwa wie im von Sophie erträumten vollkommenen Haiku?

Nun: So luftig geht es in „Alles war“ nicht zu. Auch wenn die Wahrheit so unscharf und flirrend ist wie das Umschlagbild – für das ich Katrin Simonett danke –, auch wenn der Schleier über dem Familiengeheimnis erst ganz zum Schluss ein bisschen gelüftet wird, Esther Spinners Stil ist alles andere als verschwommen und irrlichternd. Im Gegenteil: Für mich ist eine ihrer grossen Stärken, wie konkret sie die Situationen umreißt, wie präsent die Gegenstände in der Wohnung werden, die Sophie mit ihren Erinnerungen ausleuchtet, wie sehr sich die Protagonistin überhaupt geistig an die Dinge klammert, um der Vergangenheit näherzukommen – und wie ernüchternd und melancholisch sich die Gebrechlichkeit der Mutter im Verfall der Wohnung spiegelt, die für die Tochter plötzlich jegliche Magie verloren hat.

Sicher ist, dass sich in der Begegnung mit der Vergangenheit für Sophie und die Leserin Facette um Facette die Persönlichkeit der Mutter enthüllt. Vordergründig scheint diese eine Art unemanzipierte Idealfrau der Fünfzigerjahre zu sein, kokett und anlehnungsbedürftig. Sie entspricht genau dem Bild von Weiblichkeit, gegen das sich Sophie und mit ihr eine ganze Generation von jungen Frauen – unsere damals – aufgelehnt hat, mitgerissen von und in der Frauenbewegung. Tatsächlich aber – so erkennt die Tochter allmählich – hat die Mutter eigentlich willensstark und zäh für ihren Lebenstraum gekämpft. Damit ist es möglich, dass sich Sophie innerlich mit ihr versöhnt – und gleichzeitig baut die Autorin eine Brücke zur Generation unserer Mütter, die ihren Weg zur Selbstverwirklichung in den damaligen gesellschaftlichen Normen auf ihre Weise finden mussten.

Mehr möchte ich vom Buch nicht verraten. Zur Autorin hingegen sind noch einige Worte fällig. Vorstellen muss ich Esther Spinner in diesem Rahmen wohl nicht. Dass ihr, die sowohl in Italien als auch in Zürich lebt und schreibt, beide Schauplätze des Romans bestens bekannt sind, muss ich wohl nicht besonders betonen. Auf ein Detail möchte ich aber – nicht ganz uneigennützig – noch hinweisen. Wenn im Roman die Liebe der kleinen Sophie zu Sprachspielereien beschrieben wird, sodass aus der gewöhnlichen „Gabel“ plötzlich ein „Balge“ wird, dann erkennen wir im „Kind“ unschwer das Geschöpf, vielleicht gar Alter Ego ihrer Schöpferin, die begeisterte Anagrammistin ist und letztes Jahr in unserem Verlag ein Bändchen mit Tieranagrammen publiziert hat. Es trägt den poetischen Titel „Allerlei an Monden zapfelt“ – worin sich ganz prosaisch „der Elefant im

Porzellanladen“ versteckt – und es liegt auf dem Büchertisch auf, wo nach der Lesung auch „Alles war“ auf Sie wartet.

Zuerst aber liest Esther Spinner ausgewählte Passagen aus dem Roman vor.